

Freiburg: Daß repräsentatives Denken und seine Statthalter (Geschichte, Subjekt, Theater und Politik im Singular) veraltern, ist spätestens seit M. Foucaults diskursanalytischen Schriften Gemeingut. J. Baudrillard hatte diese Beschreibung noch einmal verschärft und zum freien Flottieren der Zeichen zugespitzt. Die Postmoderne griff diese Diagnose einer vollkommenen Referenzlosigkeit begierig auf und stilisierte sie zum Programm eines grenzenlosen Spiels der Differenzen. So verwunderte es, daß bei den 6. Kulturgesprächen in Freiburg dieses Thema, anno 1996, noch einmal auf die Agenda gesetzt wurde. Immerhin hatte der Veranstalter die Zeichen der Zeit erkannt und vorsorglich die postmodernistische Rhetorik mit dem systemtheoretischen Beobachter verschaltet. Nur: Von diesem war kaum etwas zu hören. Ihre Vertreter glänzten durch Abwesenheit, und die Redner gingen weder auf Paradoxien, Paradoxienentfaltung und Entparadoxierungen noch auf kommunizierende oder beobachtende Systeme ein. Falls der Beobachter denn doch einmal die Bühne betrat, wurde er mit dem Begriff des Subjekts gleichgesetzt (**D. Kamper**) oder ihm fälschlicherweise eine göttliche Perspektive zugestellt (**P. Sloterdijk**). So kam es wie es kommen mußte. Vor lauter Referenzverlust verlor man den Blick auf die bevorstehenden "harten Realitäten" der Weltgesellschaft. Niemand sprach den genuine Zusammenhang von Repräsentation und Macht an. Keiner fragte, ob die Repräsentationsstrukturen vielleicht gar nicht verschwunden wären, sondern nur von der Oberfläche der Screens, der Transparenz der Parlamente und piazzas, sich in die Schaltpläne der Chiparchitekturen verlagert hätten. Dafür begnügte man sich, erneut die Verödung der Städte, des öffentlichen Lebens und seiner Diskurse zu beklagen (**R. Sennett/K. v. Beyme**), den Verlust der Aura und die mediale Inszenierung von Authentizität und fake zu revozieren, und die sattsam bekannten Figuren des postmodernen Diskurses: Entmaterialisierung und Verschwinden als unhintergehbare und irreversible gesellschaftliche Realität zu recyceln. Zufriedengeben wollte sich mit diesem Zustand postmoderner Interfacekultur mit Ausnahme von **N. Bolz**, der Gesellschaft zunächst als undurchschaubar apostrophierte, um dann aber, in einem faszinierenden performativen Selbstwiderspruch, eine perfekte, funktionale Beschreibung ihrer kulturellen Semantik zu liefern, freilich niemand. **P. Sloterdijk** blieb es vorbehalten, im glänzenden Eröffnungsvortrag den gegenwärtigen Stand der Philosophie angesichts des telekommunikativen Take-Over auf den Punkt zu bringen. Trotz ihres zweitausendjährigen Versuchs, black boxes wie Gräber, Körper, Bücher, Bürokratien und komplexe Maschinen auszuleuchten, blieben sie

unergründlich - auch für den noch so gewieften Denker. Die Welt sei für den philosophischen Beobachter, trotz einiger Lämpchen ab und an, ein schwarzer Kasten geblieben.

Dieses Nicht-Verstehen sprechend und schreibend zu bezeugen, so könnte man antworten, ist die letzte heroische Aufgabe des Philosophenmenschen. Ob sie ihn tatsächlich vor seinem Verschwinden schützen wird, mag man allerdings bezweifeln.

Rudolf Maresch, Lappersdorf